

Franz Curti

Autor(en): **Niggli, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft [2]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die neuen Schießanlagen der Schützengesellschaft der Stadt Zürich im Albisgütl.

Von A. Pfenniger, Zürich.

Mit Abbildung.

Nicht einmal ein halbes Jahrhundert ist verfloßen, seit die Schützengesellschaft der Stadt Zürich von der Schießstätte „am Platz“ verdrängt, im „Sihlhölzli“ ein neues Heim schuf. Die ungeahnt rasche Ausdehnung der Stadt, die größere Tragweite der Gewehre und Durchschlagskraft der Geschosse ließen in den letzten Jahren auch diesen Schießplatz so gefährlich erscheinen, daß größere Schießen nicht mehr abgehalten werden durften. So war man zum Verlassen dieses jedem Schützen wohlbekannten Standes gezwungen.

Dank dem Entgegenkommen der Behörden konnten die neuen Einrichtungen zur Seite der von der Stadt erstellten großen Schießanlage im Albisgütl errichtet werden.

Einem geräumigen Schießstand mit achtzig Schützenständen entsprechen, an schwach ansteigender Halde des Thalstessels, drei Scheibenstände auf 400 und 300 Meter für Gewehre und 50 Meter

für Revolver, alle mit einem unterirdischen Kanal, der ein gefahrloses Begehen während des Schießens erlaubt, verbunden. Anschließend an diese den modernsten Anforderungen genügenden Schießeinrichtungen erhebt sich das Wirtschaftsgebäude und die Festhütte, die durch ihre prachtvolle Lage zu einem neuen Ausflugsplatz der Stadt Zürich berufen sein werden. Man genießt von hier aus einen wundervollen Blick über Limmatthal, Stadt, See und Gebirge. Freunden der Natur und des Schießwesens wird der lauschige Eckurm der Festhütte besondere Freude bereiten; denn von seiner Höhe sieht man ins Getriebe des Schießstandes und aller Scheibenstände.

Diese in ihrer Art einzig dastehende Anlage soll mit dem zürcherischen Kantonschießen vom 12.—21. Juni ihre Weihe empfangen, und Schützen aller Gauen unseres lieben Vaterlandes werden dem „Albisgütl“ die Anerkennung nicht verlagern.

— Franz Curti —

(† 6. Febr. 1898)

und seine Schweizeroper „Das Kösl vom Säntis“.

Von A. Riggl, Aarau.

Mit Porträt und zwei Original-Illustrationen.

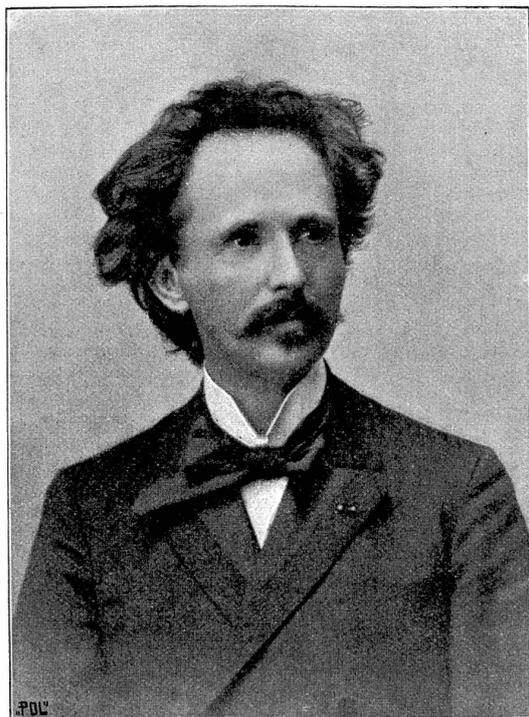
Ob schon bereits vor 9 Jahren, am 18. Februar 1889, eine Oper Franz Curtis „Reinhardt von Ufenau“ über die Bühne des Zürcher Stadttheaters ging und obwohl der Tonkünstler gerade auf dem bei uns mit Vorliebe gepflegten Gebiet des Männergesanges eine Reihe hervorragender Werke geschaffen hat, sind seine Kompositionen in der Schweiz bis jetzt verhältnismäßig wenig beachtet worden und kennt auch unser musikalisches Publikum den Autor kaum dem Namen nach. Nun hat ein tragisches Geschick den erst 43jährigen, rastlos Empfortreibenden dahingerafft, wenige Tage, bevor seine neue Schweizeroper „Das Kösl vom Säntis“ gleichfalls in Zürich ihre von schönem Erfolg gekrönte Erstaufführung erfuhr. Umso mehr scheint es uns angemessen, ja eine Ehrenpflicht gegenüber dem heimgegangenen hochbegabten Landsmann zu sein, daß wir den Lesern der „Schweiz“ sein Leben und Wirken kurz vor Augen führen und namentlich auch die Oper zu würdigen suchen, die seine bedeutendste künstlerische That und sein wohl-lautendes Schwanenlied darstellt.

Franz Curti wurde den 16. November 1854 als der Sohn des schon vor einiger Zeit verstorbenen Hofopernsängers Anton Curti in Kassel geboren. Die Kinderzeit aber verlebte er in seiner Heimat Rapperswyl, der schön gelegenen Rosenstadt am Ufer des Zürchersees. Hier brachten die Eltern den aufgeweckten Knaben bei einem Onkel, Sanitätsrat Alexander Curti, unter, der ein begeisterter Musikfreund war, an der Spitze der Cäcilien-gesellschaft stand und beim Hochamt jeden Sonntag die erste Geige spielte. Den festen Grund zur musikalischen Ausbildung Franzens, bei welchem die Vorliebe für die Kunst der Töne schon in frühesten Jahren zu Tage trat, legten Meister Karl Altenhofer und Musikdirektor G. Surläuli, die den Jüngling nicht bloß im Klavier- und Geigenpiel unterwiesen, sondern auch seine schöne Stimme entdeckten und ausbildeten. Bald war Franz Vorsänger in Schule und Kirche und trat sogar öfter als Solist in den Konzerten am Zürchersee auf, bis er nach Freiburg abging, um dalebst in den Mauern des ehemaligen Jesuitenkollegiums seine Gymnasialstudien durchzu-machen. Daneben nahm er Orgelstunden bei dem bekannten Virtuosen auf diesem Instrument, Prof. Vogt, kehrte übrigens in den Ferien, meist mit Schulpreisen gekrönt, regelmäßig nach Rapperswyl zurück, um sich mit seinem als Verfasser von Volksstücken bekannt gewordenen Vetter Berthold Nickenmann und mit dem jetzigen Winterthurer Musikdirektor G. Fischer zur Pflege edler Kammermusik zu vereinigen. In den Frühlings-

ferien 1871 entfloß der junge Mann von Freiburg, wo die Internierten der Bourbaki'schen Armee den Typhus eingeschleppt hatten, nach Dresden. Zu eben dieser Zeit traf die Kunde vom Tod des Onkels aus Rapperswyl ein, und sah sich Curtis Eltern veranlaßt, das Heim des Verstorbenen zu beziehen, während der Sohn in St. Gallen seine Gymnasialstudien vollenden sollte. Anfänglich beabsichtigte Franz, Augenarzt zu werden; in den St. Galler Mußestunden aber hospitierte er fleißig im Operationszimmer des berühmten Zahnarztes Dr. Locher und gewann Neigung für diesen Zweig medizinischer Thätigkeit. Daneben lernte er die Bühne näher kennen, da Dr. Locher eifriges Mitglied des Komites für das Stadttheater war und sich namentlich bemühte, die damals aufgekommene elektrische Beleuchtung zu Theaterzwecken nutzbar zu machen. Noch bevor Franz Curti an die Universität kam, zwang ihn eine Lungenblutung zu längerem Aufenthalt in San Nemo, wo er Genesung fand und so viel wie möglich die italienische Oper besuchte. Dann bezog er die Universität Berlin und studierte hier hauptsächlich Anatomie. Nach dem vierten Semester wollte er eine Fahrt nach Amerika machen, um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen, mußte indes einer Unterleibsentzündung wegen in Havre das Schiff verlassen und kam für kürzere Zeit nach Paris und dann an die Universität nach Genf, wo er seine Studien abschloß. Nach wohlbestandenem Staatsexamen ließ sich der junge Zahnarzt in Dresden nieder, wohin seine Eltern ihren Wohnsitz verlegt hatten. Hier in der schönen Kunststadt machte sich seine Vorliebe für die Musik bald dermaßen geltend, daß sein ferneres Leben den eigentümlichsten Dualismus zeigt und eine Art beständigen Kampfes zwischen der idealen Neigung, dem Drang zur Bethätigung seines künstlerischen Talentes und dem von ihm erwählten praktischen Beruf bildet. Ein Vokal-Quartett „Wenn ich wär' der Mondenschein“, das Curti in seiner ersten Dresdener Zeit niederschrieb und das als Op. 2 gedruckt wurde, gefiel so außerordentlich, daß der Autor sich an Edmund Kretschmer, den bekannten Komponisten der „Folklinger“, wandte, um sein Theorieschüler zu werden. Mit Feuereifer studierte er unter dem trefflichen Lehrer Harmonielehre und Kontrapunkt und verfaßte gleichzeitig eine Menge von Quartetten und Liedern, welsch letztere durch seinen Freund Emil Götz, den berühmten Tenoristen, überall mit glänzendem Erfolg gesungen wurden. Bald reichten sich kleinere und größere Männerchöre an, ein Op. 8 „Zwiefacher Frühling“, den die Leipziger Pauliner zu

durchschlagender Wirkung brachten und dessen Vortrag der Bochumer „Eintracht“ beim Gesangswettstreit zu Esen 1885 den I. Preis, die goldene Kaisermedaille, eintrug. Anfangs der 80er Jahre gründete Curti seinen eigenen Hausstand, indem er sich mit Fräulein Eugenie von Bötticher vermählte und in ihr eine treffliche, ebenso charaktervolle wie feinfühligere Gattin gewann. Eine Freundin derselben, Fräulein Marg. Wittich, schrieb ihm den Text zu seinem ersten umfangreichen Chorwerk mit Orchesterbegleitung „Die Gletscherjungfrau“ und lieferte dem Komponisten, nachdem letzteres im Dezember 1882 vor zirka 200 geladenen Hörern zu beifallsreichster Aufführung gelangt war, auch das Libretto zu seiner ersten Oper „Gertha“, deren Sujet wie bei den Wagner'schen Musikdramen dem altheinischen Sagenkreis entnommen ist. Ihre Premiere erlebte sie am 9. Januar 1887 zu Coburg und zwar in so erfolgreicher Weise, daß der kunstsinige Herzog Ernst mit Freunden die Dedication des Werkes annahm und den Tonbildner durch Verleihung der goldenen Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft auszeichnete. Großartig aufgebaut sind in dieser Oper die zahlreichen Chorjüge, deren Effekt Dr. Karl Fuchs anlässlich der Danziger Aufführung (1889) „berauschend“ nannte. Inzwischen hatte Curti seine Kenntnisse in der Kompositionstechnik noch unter Schulz-Beuthen, dem hervorragenden Dresdener Theoretiker, vervollkommenet, und eine Reihe neuer Schöpfungen waren die Frucht dieser für ihn segensreichen Studien, so eine noch nicht publizierte dreißigjährige Symphonie und die reizvolle Musik zu Schillers „Semele“. Die Oper „Reinhardt von Ufenau“, die wie bereits erwähnt Anfangs 1889 in Zürich aufgeführt wurde, scheiterte an dem mangelhaften Text, während ihre reichquellende Melodik, die wirksame Führung der Singstimmen, die farbensatte Instrumentation seitens der Kritik volle Anerkennung fanden. 1890 lernte Curti Wolfgang Kirchbachs Bühnenmärchen „Die letzten Menschen“ kennen und schrieb im Einverständnis mit dem Dichter Musik dazu, die seine Meisterschaft als Stimmungsmaler bewährte und aus welcher der bachantisch-kühne „Tautentanz“ ein Lieblingsstück der Dresdener Symphoniekonzerte wurde. Nicht weniger Erfolg hatte der Komponist mit seiner Musik zu Holzer Drachmanns „Schneefried“, deren Hauptstücke, zu einer Orchester-Suite vereinigt, in Gb-Moll bei jeder Aufführung zündend wirken. — Die folgenden Jahre zeitigten eine Anzahl bedeutender Männerchor-Kompositionen, so die tonmalerisch packende „Im Sturm“, welche Curti als Preischor I. Klasse für den von der „Eintracht Bochum“ zu ihrem Jubiläum veranstalteten Gesangswettstreit niederschrieb. Ferner die beiden Schweizerlieder „St. Jakob“ und „Sist net lang“, wovon das erste an Kraft und Schwung seinesgleichen sucht, die zwei prächtigen „Männerchöre im Volkston“, Op. 37 u. s. w. Zum Hervorragendsten, was Curti geschaffen hat, zählt das dramatische Chorwerk „Die Schlacht“ für Männerstimmen und Orchester. Die poetischen Bilder, welche die Schiller'schen Verse vor uns aufrollen, haben hier eine höchst charakteristische, hinreißend lebendige Darstellung in Tönen gefunden. Anfangs 1895 führte der Dresdener Lehrergesangsverein das Werk auf und errang damit einen so glänzenden Sieg, daß unsere schweizerischen Kunstgesangsvereine allen Grund hätten, das überaus dankbare Tonstück gleichfalls zu Ehren zu ziehen. Dies gilt übrigens auch von Curtis in jüngster Zeit entstandenen Preischören „Hoch empor“ und „Den Toten vom Nis“, welche Anfangs dieses Jahres das Dresdener Konzertpublikum begeisterten und deren höchst anerkennende Beurteilung seitens der dortigen Fachkritik die letzte Freude des todkranken Komponisten war. Reichen Beifall fand Curtis dramatischer Einakter „Erlösi“, der im Frühjahr 1895 im Mannheimer Hoftheater aus der Taufe gehoben und sofort als „ein kleines Kabinettstück“ bezeichnet wurde, und einen vielleicht noch glücklicheren Wurf that der Autor mit dem annuitigen Capriccio „Lili-Tjen“ (Text von Wolfg. Kirchbach), das 1896 über die Bühnen von Mannheim, Frankfurt, Dresden ging und am letzteren Ort unserer allgefeyerten Schweizerjägerin Fräulein Erika Wedekind als Vertreterin der Hauptrolle zu einem neuen Triumph verhalf. Gegenwärtig wird das japanische Musikmärchen in New-York aufs erfolgreichste gegeben und ist von einer Reihe anderer amerikanischer Theater angenommen.

Hatte Franz Curti seiner geliebten Heimat schon in der 1892 niedergeschriebenen Orchester-Suite „Die Schweiz“, die u. a. einen Aufreißer aus dem 17. Jahrhundert aufs feinsinnigste benutzt, seine künstlerische Huldigung dargebracht, so sollte dies in noch höherem Maße der Fall sein mit seinem letzten Bühnen-



Franz Curti. Nach Photograph. G. Tillmann-Matter, Mannheim.

werk, dem ausdrücklich als „Schweizeroper“ bezeichneten „Nösli vom Säntis“, zu dem er sich, durch frühere Erfahrungen gewizigt, selbst in edler Sprache und wohlklingenden Versen den Text schrieb. Das spezifisch nationale Element spielt zwar darin nur eine untergeordnete Rolle, indem der Befreiungskampf der Appenzeller Landleute gegen die Schergen des Fürststades von St. Gallen bloß episodisch im I. Akt verwertet wird, wie denn die Oper überhaupt keine historische ist, d. h. nicht Farbe und Kostüme einer bestimmten Zeit an sich trägt. Daß aber Curti mit feurigem Liebe an seinem Vaterlande hing und daß an dem Musikdrama, das er nach seinen eigenen Worten „unter Thränen und Jauchzen mit seinem Herzblut“ schuf, patriotischer Stolz und heiße Sehnsucht nach der Heimat recht eigentlich mitgedichtet haben, das fühlt man aus jeder Note heraus, und eine der schönsten Melodien der Oper erklingt zu den Worten, mit denen Franz seine Genossen anteuert, das Joch der Tyrannei abzuschütteln:

„Seht der Freiheit gold'ne Sonne
Brüder, wie sie leuchtend steigt,
Folget kühn dem Weg zur Freiheit,
Den sie siegesstrahlend zeigt.“

Obwohl es sich wesentlich um Empfindungen subjektiver Natur, um das Schicksal zweier Liebenden handelt, geht ein hochdramatischer und ausgeprägt idealistischer Grundzug durch die ganze Oper, die man als ein hohes Lied der schrankenlos vertrauenden und daher auch über alle Hemmnisse triumphierenden Liebe bezeichnen könnte. Gleich in dem Zwiegesang, der das Werk eröffnet, sehen wir die Herzen Nösli's, der Hirtentochter, und Franzens, des armen Bauernburschen, gleich wohlklingenden Glocken zusammengestimmt, und wie die erstere sich keinen Augenblick besinnt, all ihr sauer erpartes Gut als Lösegeld für den Geliebten zu opfern, den der verbende Hauptmann der Landstnechte nur gegen Erlegung von 100 Silbergulden freigeben will, so kommt der Glaube Franzens an seines Mädchens Reinheit und Unschuld keinen Augenblick ins Wanken, auch nachdem sein böser Nebenbuhler Jörg, der Sohn der Felsenburgwirtin, Frau Agnes, bei der sich Nösli im Dienst befindet, den Argwohn, daß das Geld gestohlen worden sei, in alle Seelen gestreut und das Mädchen selbst durch ihre Betörung, Franz sei an dem Diebstahl unschuldig, auf sich gelenkt hat. Von den eigenen Eltern wird sie verstoßen, bis



Das Nöski vom Säntis. Dekoration des I. Actes: Am Seealpiee.
Nach der ersten Aufführung am Stadttheater in Zürich gezeichnet von Herrn. Kullert, Zürich.



Das Nöski vom Säntis. Dekoration des III. Actes: Beim Wildströchi.
Nach der ersten Aufführung am Stadttheater in Zürich gezeichnet von Herrn. Kullert Zürich.

der abgestürzte Jörg, durch Franzens Seelenadel und Glaubensmut besiegt, seine Schuld bekennt, und Franz die beim Wildfirchli in der Sturmnacht todesmatt zusammengesunkene Braut wiederfindet, um sie nimmer zu verlieren. „Ich legte“, so schrieb uns Curti Anfangs Dezember l. J., „in dem Gedicht meine Anschauung über die echte Liebe nieder. Franz ist der Mensch, wie ich ihn mir wünschte im idealen Sinne, und wir werden ja sehen, wie der großen Menge, die bald in Zürich über mich zu Gericht sitzen wird, ein solcher Mensch gefällt. Fast muß ich fürchten, daß uns allen schon der kalt-egoistische, rücksichtslose Uebermensch im Nacken sitzt und uns für mein Ideal unempfänglich gemacht habe.“ — Mit heißer Sehnsucht sah Curti der Premiere seiner Oper entgegen, als kurz nach Neujahr eine Rippenfellentzündung zu seinem nie völlig erloschenen Lungenleiden trat und den Musiker nach vierwöchigem schwerem Kampf in der Nacht vom 5./6. Februar dahintrastete. Donnerstags den 10. gleichen Monats, am Tage bevor sein Schmerzenskind in Zürich aus der Taufe gehoben wurde, trug man den Toten hinaus auf den Tolkewiger Friedhof. Pfarrer Gamper hielt die ergreifende Leichenrede über den Text: „Das Gedächtnis der Gerechten bleibet im Segen“, während Professor Dr. Karl Woermann namens des Schriftsteller- und Künstlervereins „Symposion“ Curti als einen jener gottbegnadeten Menschen pries, die sterben und doch leben, und Bertrand Noth, unser ausgezeichnete Pianist, für den Schweizer Hilfsverein sprach, dessen eifriges Mitglied Curti gewesen war.

Zur schönsten Feier für den Heimgegangenen aber gestaltete sich die Erstaufführung des „Mössi vom Säntis“ im Zürcher Stadttheater, die zum Benefice des Herrn Kapellmeister Lothar Kempter stattfand, durch eine kurze Trauermusik sowie einen von Dr. Rohrer verfaßten Prolog eingeleitet wurde und einen glänzenden Verlauf nahm. Obwohl die feinsinnige Verwendung

einiger Hauptthemen als Leitmotive den Einfluß des Wagner'schen Musikdramas auf Curti deutlich offenbart, ist seine Musik durchaus selbständig, enthält neben mehr deklamatorisch behandelten Partien eine ganze Anzahl liedmäßig geschlossener Sätze und zeichnet sich durch eine Fülle blühend schöner Melodien, aber auch feuriges, den Hörer mit sich fortreisendes dramatisches Leben aus. Das Orchester beherrscht Curti meisterhaft und erzielt damit die stimmungsvollsten Effekte, ohne daß der Klang je aufdringlich oder undurchsichtig würde.

Herr Kapellmeister Kempter hatte das Werk aufs liebevollste einstudiert und leitete es mit überlegener Sicherheit. Eine gefänglich wie schauspielerisch gleich ausgezeichnete Leistung bot Hr. Seiffert als Mössi, der sich der Vertreter des Franz, Herr Schliger, würdig anreihete. Aber auch die sämtlichen übrigen Partien lagen in guten Händen. Die Chöre klangen rein und schön, und das Orchester bewältigte seine wichtige Aufgabe in mustergiltiger Weise. Malerische Bühnenbilder und ein lebendiges Ensemble erhöhten den Reiz der Vorstellung, der das überaus zahlreiche Publikum mit reger Teilnahme folgte und reichen Beifall spendete.

Möge die aus einem edlen, freiheitsbegeisterten Schweizerherzen erblühte Musik bald auch auf anderen Bühnen ihre Schwingen entfalten und unserem Landsmann Ehre machen, der ein echter, warmblütiger Künstler war und dessen sympathisches, menschliches Wesen sein intimster Freund, der treffliche Kritiker Friedr. Brandes, im „Dresdener-Anzeiger“ mit folgenden Worten kennzeichnet: „Curtis vornehmer Gesinnung widerstrebte es, sich irgendwie vorzudrängen. Wer ihm aber näher treten durfte, der hing mit inniger Liebe an diesem Menschen mit dem sonnigen Gemüt, aus dem das Genie die Bescheidenheit und das Selbstgenügen nie hat verdrängen können.“

Die historische Ausstellung in Bern.

Von F. Thormann, Bern.

Mit zehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von S. Völger, Bern.

Unlässlich der Hundertjahrfeier des Uebergangs wurde im Museum auf dem Kirchenfeld eine historische Ausstellung veranstaltet, welche viel des Dentwürdigen enthält. In zuvorkommender Weise haben Private und Behörden dazu beigetragen. Das eidgenössische Bundesarchiv, das Staatsarchiv des Kantons Bern und die Stadtbibliothek haben ihre wertvollen Sammlungen amtlicher Schriftstücke, gedruckter Proklamationen und Publikationen zur Verfügung gestellt; ich nenne Brunes Korrespondenz von 1798; v. Stürlers Aktenammlung zum Jahre 1798; 3 Aktenstücke, betreffend die Sendung von Lüthardt nach Paris; Bernische Ratsmanuale, Revolutionsakten und Akten des geheimen Rates; Kontributionen; gedruckte Verordnungen der provisorischen Regierung und der Verwaltungskammer; Gesetze und Beschlüsse von 1798; weiterhin die Rechnung Roubières und Rapinats über die aus der Schweiz entführten Schatzgelder; 2 Aktenbände der Helvetik und Mediation; der Allianzvertrag von 1798 mit Frankreich nebst geheimen Artikeln; endlich das Original der Mediationsverfassung. Gegenstände mehr intimen Charakters, Familienreliquien, Ahnenbilder, authentische Waffen, Schriftstücke und Tagebuchblätter, Brevets und Pensionsbrevets sind von Bern



Jugendbildnis der Margarethe v. Steiger, geb. v. Büren. Gemahlin des Schultheißen.

zu Stadt und Land eingeschickt worden. Kugeln, bei Neuenegg gefunden, fehlen nicht. Das historische Museum selbst hat aus seinen Sachen die Hauptwand mit Waffen und Fahnen zu Häupten des großen Schultheißenstuhles geschmückt, während die Portraits der beiden Schultheißen Steiger und v. Müllinen aus der Stadtbibliothek stammen. Zahlreiche Bilder, Karikaturen und Satiren vergegenwärtigen ferner jene zwar nicht sieghaften aber auch nicht unrühmlichen Tage voll äußerer und innerer Kämpfe zwischen dem alten Bernergeist der Pflicht und Ehre und den Revolutionsideen welscher Abenteurer. Sobald diese sich einmal Eingang verschafft hatten, war mit den Waffen in der Hand kein wirksamer Widerstand mehr möglich. Der Boden der Heimat war unterminiert. Im Rate selbst hatte eine Partei bereits vor den gleichmüthigen Phrasen fremder Schönredner die Waffen gestreckt, freilich ohne sich bewusst zu versehen. Das mußten jene entgelten, welche, ungern genug im Felde verharrend und die Entscheidung herbeisehnend, nun vom verblendeten Volke für Verräter geachtet wurden. Als es schließlich zum Schlagen kam, war es zu spät, und erfolglos vergoß der Soldat in zerstreuten Gefechten sein Blut: „Die Schlacht gewonnen, das Vaterland verloren!“ Szenen